

HIER
UND
JETZT!

Kolonialismus und Kolonialrassismus im Schulunterricht

Postkoloniale Erinnerungsorte in Berlin

ein Projekt des
Antirassistisch-Interkulturelles Informationszentrums (ARiC) Berlin e. V.
in Kooperation mit dem IDB | Institut für diskriminierungsfreie Bildung in Berlin



Impressum

Herausgeber

Antirassistisch-Interkulturelles Informationszentrum (ARiC) Berlin e. V.

Postadresse:

Husstr. 65
12489 Berlin



Mail: aric@aric.de
www.aric.de

ARiC

Berlin, November 2020

Für den Inhalt dieser Publikation ist allein das Antirassistisch-Interkulturelle Informationszentrum (ARiC) Berlin e. V. verantwortlich, die hier dargestellten Positionen geben nicht den Standpunkt der Senatsverwaltung für Wirtschaft, Energie und Betriebe, von Engagement Global oder des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung wieder.

Der Herausgeber ARiC Berlin e. V. ist für den Inhalt allein verantwortlich.

Redaktion

ARiC Berlin e. V.

Wir bedanken uns für die Unterstützung

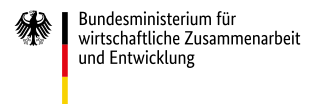
Senatsverwaltung
für Wirtschaft, Energie
und Betriebe



Gefördert von der Stiftung Nord-Süd-Brücken
mit finanzieller Unterstützung des BMZ.



Gefördert durch ENGAGEMENT GLOBAL mit Mitteln des



Diese Publikation steht nur online als PDF zur Verfügung: www.aric.de
copyright © ARiC Berlin e. V.

Inhaltsverzeichnis

—	Einleitung	—————	4
—	Im Interview mit Berlin Postkolonial e.V.	—————	5
—	Frauen im Kolonialismus und koloniale Spuren in Berlin	—————	8
—	Materialhinweise	—————	19

Einleitung

Mit diesem Material können Lehrer*innen und Multiplikator*innen ihr Wissen um die Einschreibungen von Kolonialismus und Rassismus in das Stadtbild Berlins erweitern und werden für das Erbe des Kolonialismus in der Gegenwart sensibilisiert. Hierfür erhalten sie Hintergrundinformationen zu Straßennamen und deren Namensgebern bzw. kolonialen Bezügen. Das Material eignet sich zudem als Vor- oder Nachbereitung postkolonialer Stadtrundgänge – seitens von Pädagog*innen oder zusammen im Unterricht. Hierfür und als Anregung für die Gestaltung des eigenen Unterrichts enthält es außerdem eine nützliche Liste von Hinweisen auf Initiativen, Projekte, Literatur und Unterrichtsmaterialien im Themenfeld postkoloniale Erinnerungsorte Berlins und postkoloniale Rundgänge als Möglichkeit für Globales Geschichtslernen vor Ort.

1

Im Interview mit Berlin Postkolonial e.V.

*Mnyaka Sururu Mboro
Christian Kopp*

Es findet zunehmend eine öffentliche Auseinandersetzung mit der deutschen Kolonialgeschichte und ihren Bezügen zu unserer Gegenwart statt. Sie selbst geben schon seit vielen Jahren Rundgänge an kolonialen Erinnerungsorten in Berlin. Was hat sich über die Jahre verändert?

Christian Kopp: Im sogenannten Afrikanischen Viertel organisieren wir seit knapp 15 Jahren Fortbildungsrundgänge und die Zahl der jährlichen Anfragen ist in dieser Zeit von 3 oder 4 auf ca. 50 angewachsen. Vor allem junge Erwachsene sind daran interessiert. Viele fragen sich, warum sie über die Geschichte kolonialen Unrechts und des antikolonialen Widerstands in der Schule fast nichts gelernt haben. Häufig buchen uns auch internationale Gruppen, die an Berlins Einbindung in die Global- und Kolonialgeschichte interessiert sind. In letzter Zeit melden sich zunehmend auch Lehrer*innen mit ihren Schulklassen, was uns besonders freut, denn von schulischer Seite gab es in den letzten Jahren leider wenig Interesse.

Mnyaka Sururu Mboro: Alarmierend ist allerdings, dass auch die Abwehrreaktionen auf unser Engagement für eine Dekolonisierung des öffentlichen Raums immer heftiger ausfallen. Da der Bezirk die bereits 2018 beschlossenen drei Straßenumbenennungen im Viertel noch immer nicht umgesetzt hat, glauben einige Anwohner*innen offenbar, dass sie diese noch verhindern können, wenn sie uns beschimpfen und angreifen. Oft muss ich mir anhören, dass ich „nach Afrika zurückgehen“ soll und dass afrikanische Straßennamen hier nichts zu suchen haben, auch nicht im sogenannten Afrikanischen Viertel. Als ich eine Führung mit afrikanischen Geflüchteten gemacht habe, wurden wir bei der Polizei denunziert. Die war in wenigen Minuten mit drei Einsatzfahrzeugen zur Stelle. Nicht um uns zu beschützen, sondern um uns zu kontrollieren.

Was fehlt Ihnen in der öffentlichen Beschäftigung mit der deutschen Kolonialvergangenheit und -gegenwart?

Mnyaka Sururu Mboro: Ich wünsche mir vor allem, dass endlich über unsere Ahnen gesprochen wird, die hier noch zu tausenden in den Sammlungen von Museen und Universitäten liegen! Der Bundestag muss endlich ein komplettes Verbot der Forschung an ihnen beschließen, sofern diese nicht ausschließlich ihrer Identifizierung und Rückführung dient. Die deutsche Regierung muss unsere Vorfahren herausgeben und sie auf eigene Kosten zurückführen sowie um Entschuldigung für den Mißbrauch unserer Ahnen für Forschungszwecke bitten!

Christian Kopp: Meiner Meinung nach fehlt es vor allem an einem grundsätzlichen Verständnis von Kolonialismus als Verbrechen und Unrechtssystem. Wir diskutieren mittlerweile über mehrere Aspekte der kolonialen Vergangenheit: über kolonialrassistische Straßennamen und Denkmäler im öffentlichen Raum, über geraubte Museumsobjekte, über entführte menschliche Gebeine und andere Körperteile, über den Völkermord an den Herero und Nama, etc. Wogegen sich die Bundesregierung bislang aber noch erfolgreich wehrt, ist die prinzipielle Verurteilung des Kolonialismus als menschenverachtendes Unterdrückungssystem.

*Die unterschiedlichen Städte in Deutschland haben ihre eigene Verwobenheit hinsichtlich der deutschen Kolonialgeschichte. In Berlin beispielsweise fand die „Berliner Afrika-Konferenz“ statt, in der die Aufteilung des afrikanischen Kontinents unter den kolonialen Besetzer*innen besiegelt wurde. Welche lokalen weiteren Bezüge zum deutschen Kolonialismus weist Berlin auf?*

Christian Kopp: Oh, da gibt es viel mehr als gedacht. Zum Einen sind da die Spuren des brandenburgisch-preußischen Versklavungshandels. Beispielsweise befindet sich in der Nikolaikirche das barocke Ehrengrab für Karl Konstantin von Schnitter, dem ersten Gouverneur der Festung Groß-Friedrichsburg im heutigen Ghana. In der Parochialkirche hingegen erwähnt eine Infotafel zur Einweihung dieser Hofkirche zwei an den Hof verschleppte Schwarze

Jugendliche, die aus diesem Anlass getauft wurden. Auch die M*Straße, deren Umbenennung in Anton-Wilhelm-Amo-Straße ja nun endlich beschlossen ist, erinnert an diese Zeit.

Mnyaka Sururu Mboro: Neben all den bereits existierenden Erinnerungsorten haben wir ja auch bald einen riesigen neuen Erinnerungsort. Ich spreche vom Humboldt Forum im Berliner Schloss. Da verherrlicht nicht nur die Fassade und Architektur die mit Versklavten handelnden, kolonialherrlichen Hohenzollern. Auch im Inneren sollen dann Kulturschätze ausgestellt werden, die während der Kolonialzeit nach Europa geschafft wurden. Ich empfinde das als demütigende Trophäenschau.

*Nach jahrelangen Kämpfen ist inzwischen beschlossen, dass die Straßen des sogenannten Afrikanischen Viertels, die Kolonialverbrecher ehren, umbenannt werden sollen. Gleiches gilt für die M*Straße. Welche Bedeutung hat ein Perspektivwechsel hinsichtlich der Umbenennung dieser Straßen? Warum, meinen Sie, ist das jetzt passiert?*

Christian Kopp: Die Umbenennung der Petersallee, des Nachtigalplatzes und der Lüderitzstraße im Wedding wird seit den 1980er Jahren diskutiert. 2016 ist die Umbenennung beschlossen worden, 2018 wurden die neuen Namen bestimmt. Jetzt haben wir 2020 und es ist noch immer kein Schild getauscht. Das ist also ein extrem langwieriger Prozess, der wegen der Klagen von Anwohner*innen noch immer nicht abgeschlossen ist und nur deshalb so weit fortgeschritten ist, weil sich die Aktivist*innen extrem ausdauernd dafür eingesetzt haben. Auch im Falle der M*Straße gibt es seit 25 Jahren Kritik, aber dass die Entscheidung zur Umbenennung in Anton-Wilhelm-Amo-Straße dann innerhalb weniger Monate gefasst wurde, hat uns dann auch selbst positiv überrascht. Ich denke, die Black Lives Matter-Bewegung und die weltweite Wut auf Kolonialdenkmäler hat dann doch erheblich zum Tempo der Entscheidung im Bezirk beigetragen.

Mnyaka Sururu Mboro: Uns ist extrem wichtig, dass wir mit den Umbenennungen die Geschichte des deutschen Kolonialismus nicht auslöschen. Das bedeutet zweierlei: Der neue Name sollte mit einer Ehrung widerständiger Personen verbunden sein, die Opfer des deutschen Kolonialismus wurden und möglichst aus der ehemaligen Kolonie kommen, in welcher der entehrte Kolonialverbrecher aktiv war. Zweitens wollen wir in jedem Falle mindestens eine Infotafel, die erklärt, wie die Straße früher hieß und wer der frühere Namensgeber war. Sie sollte verständlich machen, warum umbenannt werden musste. Und sie sollte die neue Namensgeberin vorstellen.

Sie arbeiten im Schwarz-weißen Team: Wirkt sich das auf die Inhalte aus? Beziehen Sie Ihre unterschiedliche Betroffenheit im Kontext von Rassismus in Ihre Arbeit ein? Wenn ja, wie?

Mnyaka Sururu Mboro & Christian Kopp: Angesichts der jahrhundertelangen Marginalisierung von BIPoC-Stimmen zum Kolonialismus haben wir uns als Prinzip auferlegt, zuerst einmal diesen Stimmen Präsenz zu geben. Das heißt, dass wir in der Regel keine Führungen, Interviews und Vorträge anbieten, bei denen nur *weiße* Perspektiven zum Ausdruck kommen. Bezeichnend ist, dass wir mit unserem gemeinsamen Auftreten die besten Erfahrungen gemacht haben. Offenbar ist es in Europa leider immer noch so, dass die Positionen der Nachfahren Kolonisierter zum Kolonialismus als subjektiv, emotional und unwissenschaftlich abgetan werden, während andersherum das Engagement von *weißen* Aktivist*innen ohne die Unterstützung ihrer Schwarzen Mitstreiter*innen die Legitimation abgesprochen wird.

Die deutsche Kolonialgeschichte ist noch nicht ausreichend erforscht und stellt besondere Anforderungen an die Beschäftigung mit dieser Geschichte. Wie begegnen Sie diesen Anforderungen in der Vorbereitung Ihrer Stadtrundgänge?

Mnyaka Sururu Mboro & Christian Kopp: Wir bündeln unsere sehr unterschiedlichen Expertisen des kolonialgeschichtlichen Zeitzeugen und des Historikers, d.h. wir bringen unsere Erfahrungen und unser Wissen aus verschiedenen Bereichen zusammen und diskutieren die Probleme intensiv. Lesen, erfahren oder hören wir Neues, teilen wir dies miteinander und tauschen uns darüber aus. Leider haben wir zu selten die Zeit, wirklich intensiv und gründlich zu forschen. Denn wir wollen eben auch vermitteln und die Dekolonisierung politisch lobbyieren, da es hier unserer Einschätzung nach noch viel größere Defizite als in der Forschung gibt. Es ist ja nicht so, dass die Verbrechen des

Kolonialismus von der Geschichtswissenschaft nicht längst herausgearbeitet worden wären. Wo es seit vielen Jahren stockt, das ist eher die Vermittlung dieser Fakten an eine breitere Öffentlichkeit und in den Schulen. Was nicht heißt, dass es nicht auch große Forschungslücken gibt: Speziell die antikoloniale Widerstandsgeschichte, insbesondere die Rolle von Frauen darin, aber auch die über Jahrzehnte vernachlässigte Wirtschaftsgeschichte des Kolonialismus sind noch viel zu wenig erforscht.

Mir, als Schwarze Person, ist die rassismuskritische Behandlung der kolonialen Vergangenheit und ihrer Gegenwart wichtig. Für mich konkret bedeutet das zum Beispiel BIPoC explizit als Zielgruppe mitzudenken. Das hat Auswirkungen auf die Gestaltung der Inhalte: Was wird thematisiert und vor allem wie. Wie denken Sie BIPoC als Zielgruppe mit?

Mnyaka Sururu Mboro & Christian Kopp: Ja, auch wenn wir vor allem die Geschichte des Kolonialrassismus in den Fokus nehmen und bislang keine Bildungsangebote organisiert haben, die explizit und ausschließlich für BIPoC konzipiert waren, haben wir natürlich sowohl die Gegenwart als auch von Rassismus betroffene Menschen im Blick. Zum einen thematisieren wir ja sehr häufig gegenwärtige erinnerungskulturelle und –politische Aktivitäten. Zweitens sprechen wir sehr oft über historische Phänomene, deren Kontinuität in die Gegenwart hinein unübersehbar ist. Denken wir nur an die Migrationspolitik der Bundesrepublik und Europas, die Vermarktung Schwarzer Körper oder die Durchsetzung von Freihandelsabkommen, die vor allem die Interessen der europäischen Großkonzerne wahren sollen. Drittens interessieren uns nicht nur die Geschichten der Kolonialist*innen, sondern mindestens ebenso die noch zu wenig erforschten Schicksale der Widerständigen, mit ihren teils großen und oft auch nur ganz kleinen Handlungen der Notwehr und Selbsterhaltung.

Eine große Herausforderung ist auch, dass das Wissen zum Thema Kolonialismus in Deutschland meist ein romantisch verklärtes ist und dass das historische Material, insbesondere Bilder, Propaganda-Material ist. Wie gehen Sie mit dieser Herausforderung um?

Mnyaka Sururu Mboro & Christian Kopp: In der Tat sind die historischen Quellen zum Kolonialismus – seien es Bilder, Texte oder Objekte - in der Regel geprägt durch den Blick der Kolonisor*innen, die sie angefertigt haben. Das ist manchmal verklärend und idealisierend, manchmal satirisch oder rassistisch, manchmal sexistisch, manchmal offen gewaltvoll oder sogar sadistisch und manchmal vieles davon gleichzeitig. Deshalb sind wir sehr bemüht, diese Quellen mit großer Vorsicht zu verwenden, sie ausführlich zu kontextualisieren, sie nicht einfach unkommentiert stehen zu lassen, ggf. auch Triggerwarnungen anzubringen. Wir bauen Schwellen ein, welche die Sichtbarkeit einschränken und den Betrachter*innen klarmachen, dass hier ideologisch gefärbtes, verletzendes und gewaltvolles Material präsentiert wird. Vor allem aber suchen wir nach Quellen, die etwas anderes zeigen können: Dokumente der Selbstbehauptung und des Widerstands, Selbstzeugnisse und Texte Kolonisierter, welche den kolonialrassistischen Quellen gegenübergestellt werden können und in der Regel viel eindrücklicher sind als unsere Kontextualisierungen.

2

Frauen* im deutschen Kolonialismus und im antikolonialen Widerstand – eine Spurensuche

Jacqueline Mayen

Die kritische und differenzierte Aufarbeitung deutscher Kolonialvergangenheit wird beinahe ausschließlich von zivilgesellschaftlichen Organisationen, von einigen Historiker*innen und Afrikawissenschaftler*innen, sowie von Aktivist*innen geleistet. Nach wie vor kann nicht von nachhaltigen, strukturgreifenden politischen Bemühungen in der Bundesrepublik ausgegangen werden, die die Verstrickungen Deutschlands in das koloniale Projekt des 19. und 20. Jahrhundert kritisch aufarbeiten. Die aktuellen Verhandlungen zwischen der namibischen und deutschen Regierung hinsichtlich der Anerkennung und angemessenen Reparation des Genozids an Nama und Herero 1907 sind nur einer von vielen Beweisen.¹

Mag die kritische Aufarbeitung deutscher Erinnerungskultur eine Seite der Medaille sein, verrät auf der anderen Seite ein genauerer Blick auf zugängliche Literatur und den Diskurs, dass oft eine wichtige Gruppe von Akteur*innen ausgeblendet wird - Frauen. Das englische Wort für Geschichte *history* abgeleitet von „*his* Geschichte“, gibt Hinweis auf ein zentrales Charakteristikum deutscher und europäischer Geschichtsschreibung. Geschichte als Ergebnis machtvoller Aushandlungen über Gegenwart und Vergangenheit, über das, was erinnert wird, gibt zu überwältigenden Teilen, die Perspektiven und Leistungen *weißer*, heterosexueller, Cis-Männer wieder. Auf den folgenden Seiten wird versucht, nicht nur Kolonialgeschichte kritisch zu reflektieren, sondern dabei den Fokus auf die Beteiligung von Frauen*² zu verschieben. Ist hier von Frauen die Rede, dann sind auf der einen Seite *weiße* Frauen gemeint, die als Komplizinnen ein rassistisches, gewaltvolles und ausbeuterisches Machtsystem manifestierten und verteidigten. Auf der anderen Seite stehen Schwarze Frauen bzw. Frauen kolonisierter afrikanischer³ Völker, Gruppen und Gesellschaften, die in doppeltem Maße von kolonialer Unterdrückung betroffen waren. Dennoch oder gerade deshalb bildeten Schwarze Frauen einen integralen Bestandteil der unterschiedlichen Widerstands- und Unabhängigkeitskämpfe Afrikas.

Ausgehend vom Stadtrundgang „Frauen im Kolonialismus“ versteht sich dieses Essay als Skizze und stellt weder den Versuch an, der Komplexität und Multiperspektivität dieses historischen Abschnitts gerecht zu werden noch einen Anspruch auf Vollständigkeit zu erfüllen. Geografisch konzentriert sich der Text auf die Kolonisierung des afrikanischen Kontinents. Im Folgenden sollen uns drei Fragen interessieren:

- Welche Rolle spielten *weiße* Frauen im deutschen/europäischen Kolonialismus?
- Welche Geschichten und Perspektiven Schwarzer Frauen lassen sich rekonstruieren?
- Welche Rolle übernahmen kolonisierte Frauen innerhalb der antikolonialen Widerstands- und Unabhängigkeitskämpfe?

Mögen die Positionen *weißer* und Schwarzer Frauen in Verbindung stehen, ja sogar einander bedingen, könnten ihre Erfahrungen, Lebensrealitäten und Perspektiven nicht unterschiedlicher sein. Aus diesem Grund werden ihre Geschichten möglichst getrennt voneinander wiedergegeben.

¹ Namibia rejects Germany's reparations offer for Genocide. In Deutsche Welle, 12.08.2020 <https://www.dw.com/en/namibia-germany-reparations/a-54535589> (Zugriff August 2020).

² Mit Frauen sind sowohl Cis-Frauen als auch Transfrauen gemeint. Im Verlauf des Textes wird das Gender-Sternchen nicht mehr aufgeführt.

³ Im Folgenden wird die Bezeichnung „afrikanisch“ an einigen Stellen durch den Begriff Schwarz ersetzt. Einerseits weil die Bezeichnung afrikanisch eine zu ungenaue Beschreibung darstellt und Afrika und die dort lebenden Menschen als monolithische Einheit suggeriert, was wiederum den kolonialen Blick reproduziert. Andererseits lässt sich durch die politische Selbstbezeichnung „Schwarz“ eine soziale und politische Position beschreiben, die die Dichotomie von „Privilegierten“ und „Deprivilierten“ als strukturell beschreibt sowie deren gegenseitige Bedingtheit aufzeigt.

Die Berliner Afrika-Konferenz: Der Beginn deutscher Kolonialeroberung in Afrika

Nur wenige Menschen, die an der Wilhelmstraße 77 in Berlin Mitte das graue, unwirtlich wirkende Betongebäude passieren, ahnen, dass sie gerade einen Ort beschreiten, der für Deutschlands Geschichte aber vor allem für die Geschichte und Gegenwart des afrikanischen Kontinents und dessen Bewohner*innen von gravierender Bedeutung ist. Lediglich eine schmale Stele erinnert an jenes Ereignis, das für die Menschen des afrikanischen Kontinents fatale, bis heute wirkmächtige Folgen hat.

In der Wilhelmstraße ereignete sich zwischen 15. November 1884 und 26. Februar 1885 die so genannte Berliner *Afrika-Konferenz*, auch als Kongo-Konferenz bekannt (vgl. Kopp 2009: 5). Auf Einladung des damaligen Reichskanzlers Otto von Bismarck versammelten sich Vertreter aus 13 europäischen Nationen⁴, den USA und dem damaligen Osmanischen Reich im Reichskanzlerpalais, um das weitere Vorgehen auf dem afrikanischen Kontinent zu diskutieren. In Abwesenheit jener Menschen, über deren Territorien, Leben und Zukunft entschieden wurde, legten die europäischen Großmächte die Kriterien für die völkerrechtliche Anerkennung und Annexion von Kolonialbesitz fest (ebd.).

Die Konferenz löste einen beispiellosen Wettlauf um die noch nicht annektierten Gebiete Afrikas aus. Bis auf Äthiopien und Liberia wurde der zweitgrößte Kontinent der Erde binnen weniger Jahre unter den europäischen Mächten aufgeteilt. Für das damalige Kaiserreich markierte diese internationale Zusammenkunft den Eintritt in die Riege kolonialer Großmächte und sicherte dem Reich einen „Platz an der Sonne“, wie es im damaligen deutschen Volksmund propagierte wurde (Gründer 2002: 21). Ohne Rücksicht auf bereits existierende Territorien, König*innenreiche und deren Erstabwohner*innen, wurden – wie mit einem Lineal – Grenzen quer durch lokale Lebensräume gezogen.

Deutschland respektive das Deutsche Kaiserreich annektierte ab 1884 allein auf dem afrikanischen Kontinent vier Kolonien⁵: Deutsch-Südwestafrika als geplante Siedlungskolonie (heute Namibia), Kamerun als Plantagen-Kolonie, die Handelskolonie Togo sowie das sogenannte Deutsch-Ostafrika (heute Teile von Tansania, Rwanda und Burundi). Für die vielen Millionen Bewohner*innen des in Berlin aufgeteilten Kontinents und ihre Nachfahr*innen war das, was in ihrer Abwesenheit entschieden wurde, zweifellos von gravierender Bedeutung. Mit der Berliner Afrika-Konferenz wurde die vollständige Entrechtung und Entmenschlichung afrikanischer Bevölkerungsgruppen ratifiziert. Denn mit Beginn der kolonialen Eroberungen setzte ein gewaltvoller Prozess der wirtschaftlichen Enteignung und menschlichen Ausbeutung, der sozialen und kulturellen Unterdrückung sowie eine kriegerische Vernichtungspolitik gegen die kolonisierten Bevölkerungen ein. Aber auch für Europa und besonders für das bis heute wirkmächtige Verhältnis der beiden Kontinente zueinander spielten die Bestimmungen der Berliner Afrika-Konferenz eine zentrale Rolle, so wurde in Berlin erstmalig ein gesamteuropäischer „Entwicklungsauftrag“ gegenüber Afrika formuliert (Kopp 2009: 4).⁶

Weisse Frauen und kolonial-rassistische Kompliz*innenschaft

Wie zu Beginn bereits erwähnt, wird deutsche Kolonialgeschichte - wenn überhaupt - als Männerdomäne erinnert. Dabei übernahmen *weisse* Frauen von Anfang an wichtige Rollen und waren „[...] *höchst präsent, ja konstituierten den deutschen Kolonialismus von Beginn an mit.*“ (Bechhaus-Gerst/ Leutner 2009: 9).

Bis 1920 verfügten Frauen in Deutschland über keinerlei politisches Teilhaberecht. Erst zwei Jahre nach Ende des Ersten Weltkrieges wurde ihnen das Wahlrecht zugesprochen. Ungeachtet ihrer politischen Ausgrenzung unterstützten *weisse* Frauen aller sozialen Schichten das koloniale Projekt mit tiefster Überzeugung, Verlässlichkeit und leidenschaftlichem Engagement in den ihnen offenstehenden Räumen.

⁴ Eingeladen wurden die USA, Vertreter des Osmanischen Reiches und der europäischen Mächte Österreich-Ungarn, Belgien, Dänemark, Frankreich, Großbritannien, Italien, Niederlande, Portugal, Russland, Spanien und Schweden-Norwegen.

⁵ Neben den Kolonien in Afrika annektierte das Kaiserreich die Kolonie Kiatschou in China, Samoa, Neu-Guinea, die Salomon-Insel, Marshallinseln, Teile Mikronesiens sowie das sogenannte Bismarck-Archipel in Melanesien.

⁶ Christian, Kopp: „Das Schlüsselereignis des modernen Kolonialismus - Vorgeschichte, Ziele, Verlauf und Folgen der Berliner Afrika-Konferenz“ In: INKOTA Brief 149 Zeitschrift zum Nord-Süd-Konflikt und zur Konziliären Bewegung: Der Kolonialismus und seine Folgen. 125 nach der Berliner Afrika-Konferenz. S. 3- 5.

Christliche Missionierung, „Heidenmission“ und deutsche Frauenmission des 19. Jahrhunderts

Der Bethlehemkirchplatz unweit der Wilhelmstraße markiert eine weitere Spur deutscher Kolonialvergangenheit in Berlin. Mehr noch lassen sich hier Indizien eines Wegbereiters europäischer Kolonialexpansion finden: Die christliche Missionierung. Dort, wo sich heute ein maßstabsgetreues Gerüst der Bethlehemskirche befindet, hielt ab ca. 1800 der evangelische Prediger Jan Jenik sogenannte Missionsseminare ab. Auf diesen mehrmonatigen Lehrgängen wurden Aspirant*innen auf ihre missionarische Tätigkeit in Afrika, China, Indien oder Südamerika vorbereitet (vgl. Mamozai 1989: 84).

Zwar kann christliche Missionierung nicht als direkte Kolonialagitation verstanden werden, dennoch haben (deutsche) Missionar*innen in dieser historischen Phase einen entscheidenden Beitrag zur Zersplitterung und folglich Schwächung der politischen Kräfte geleistet und damit eine physische und soziale Infrastruktur geschaffen, die die spätere Kolonisierung u. a. des afrikanischen Kontinents begünstigte (vgl. Mamozai 1989: 85). Ein zentraler Teil vorkolonialer, aber auch kolonialer Missionsarbeit wurden von *weißen* Frauen geleistet.

Über mehrere Jahrhunderte bis Anfang des 19. Jahrhunderts galt christliche Missionierung als reine Männerdomäne. Die Gleichsetzung von Mission als Form der Lehre, die Frauen zu dieser Zeit untersagt war, schloss dies für lange Zeit aus der Missionsarbeit aus (vgl. Bechhaus- Gerst/Leutner 2009: 134). Dies änderte sich erst im Laufe des 19. Jahrhunderts, als männliche Missionare zunehmend Schwierigkeiten hatten, in Gebieten Chinas, Indiens, in muslimischen Gesellschaften aber auch in Gebieten des östlichen Afrikas, Zugang zu den lokalen Frauen und damit der gesamten Gruppe aufzubauen. Erstmals wurde die Notwendigkeit weiblicher Missionarinnen diskutiert, denn ohne die Bekehrung der Frauen eines „heidnischen“ Volkes für den christlichen Glauben galt das Missionsziel als nicht erfüllt (vgl. Mamozai 1989: 86).

Den Zugang zu Frauen konnten der Erfahrung nach aber nur Frauen schaffen. Zunächst taten sich deutsche Missionsgesellschaften schwer, Missionarinnen und unverheiratete Frauen in die Überseegebiete zu entsenden, bis sich die Auffassung durchsetzte, *„dass die Afrikanerinnen meistens nicht über die afrikanischen Männer, sondern die afrikanischen Männer über die Frauen zu erreichen waren, ein erfolgreicher Zugriff auf die Frauen aber nur mit Hilfe der Frauen gelingen konnte“* (Bechhaus- Gerst/Leutner 2009: 134).

Christliche Missionierung und die selbst ernannte „Heidenmission“, sprich die Bekehrung der lokalen Bevölkerung zum Christentum, meinte vor allem Erziehung der angeblich „Ungläubigen“, der vermeintlich gottlosen, naturhaften und ergo rückständigen lokalen Bevölkerung nach deutsch-europäischen Werte- und Normvorstellungen, die als Spitze menschlicher Existenz betrachtet wurden. 1842 wurde die erste deutsche Frauenmission der „Frauenverein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande“ gegründet, aus dem später der „Morgenländische Frauenmissionsverein“ hervorging (Bechhaus-Gerst/Leutner 2009: 134). Getreu des damals vorherrschenden deutsch-europäischen Genderrollenbildes lag das Wirkungsfeld *weißer* Missionarinnen in sozialen sowie karitativen Einrichtungen, wie in Krankenhäusern, Kindergärten, Waisenhäusern oder Grundschulen (vgl. Mamozai 1989: 89). Gerade über diese Einrichtungen konnten neue Anwärter*innen für die christliche Taufe gewonnen werden. Im Kern sollte die lokale Bevölkerung möglichst schnell zu brauchbaren Untertan*innen herangezogen werden. Zu jenen „erzieherischen Maßnahmen“ und dem relativen Erfolg der Missionsstationen haben *weiße* (deutsche) Frauen entschieden beigetragen (ebd.). Dennoch war die Arbeit der Missionarinnen der Arbeit ihrer männlichen Kollegen unterstellt und alles andere als gleichwertig.

Auch die Erziehung der lokalen Frauen nach deutsch-europäischen Gendermaßstäben, die Sittlichkeit, Frömmigkeit, Disziplin und Unterwürfigkeit als oberste Gebote deklarierten, oblag den *weißen* Missionarsfrauen. Die Historikerin Martha Mamozai formuliert dazu treffend: *„Sie bekamen Kleider verpaßt, wurden zu den deutschen ‚Tugenden‘ Pünktlichkeit, Ordentlichkeit, Sauberkeit und Fleiß erzogen. Nachdem ihre angestammte Tradition in Stücke geschlagen war, sollten sie durch Schule und Mission wieder ‚jemand‘ werden. Die Mädchen zum Beispiel ‚richtige Frauen‘, Hausfrauen“* (Mamozai 1989: 93). Die Erziehung der Frauen zu christlichen „Hausmädchen“ wird in vielen Berichten von *weißen* Missionarinnen geschildert. Maria Maaß, Missionarin in einem östlichen Gebiet Afrikas, beklagte zum Beispiel in

einem ihrer Einträge über ihre Hausangestellten, die der Gruppe der *Konde* angehörten, die Tatsache, dass bei den *Konde* das Waschen von Kleidung und Gegenständen üblicher Weise Aufgabe der Männer ist. Geprägt von europäisch-patriarchaler Sozialisation mussten die Frauen der *Konde* fortan das Waschen übernehmen (vgl. Mamozai 1989: 95ff). Diesem Beispiel lässt sich entnehmen, wie durch die Anleitung *weißer* Missionarsfrauen die traditionelle vor-koloniale Arbeitsteilung zwischen Mann* und Frau* aufgeweicht wurde.

Stand die deutsche Reichsregierung der Missionsarbeit lange skeptisch gegenüber, so zeichnete sich mit der Wende in der deutschen Kolonialpolitik ab 1890 auch eine andere Einstellung zugunsten der Missionen ab (vgl. Mamozai 1989: 84). Ab 1884 arbeiteten deutsche Missionsstationen (evangelische wie katholische) und die deutsche Regierung einander zu. Das Kaiserreich erhoffte sie sich durch die Arbeit der Missionar*innen unterwürfige, gut ausgebildete und gehorsame Arbeiter*innen. Die Missionar*innen hingegen konnten auf die finanzielle und militärische Unterstützung der Reichsregierung zählen, im Falle lokaler Widerstände (ebd.). Sicher schlugen sich manche Missionar*innen auf die Seite der Kolonisierten, dennoch galt ihre grundsätzliche Loyalität der deutschen Krone und dem dazugehörigen Kolonialapparat.

***Weisse* Weiblichkeiten, koloniale Frauenvereine und deutsche „Rassenhygiene“**

Irgendwo in der Mauerstraße Nähe der umstrittenen M*Straße⁷ war im 19. und 20. Jahrhundert das deutsche Kolonialmilitär untergebracht. Diese sogenannten „Schutzstaffeln“ waren das Hauptinstrument deutscher Kolonialagitation, zumindest in militärisch-territorialer Hinsicht. Frauen waren - getreu vorherrschender Gendernormen - nicht Teil besagter Militäreinheiten, dennoch galten sie als wesentliche Multiplikatorinnen in der Umsetzung kolonial-ideologischer Bestrebungen.

Bereits 1888 gründeten *weiße* bürgerliche Frauen den Deutschen Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien. Einige unter ihnen wollten das koloniale Projekt allerdings noch aktiver unterstützen (vgl. Mamozai 2009: 14). 1908 gründeten Frauen der Offiziere der südwestafrikanischen Kolonialtruppen, allen voran Adda von Liliencron, den Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft. Der Verein war weniger eine eigenständige politische Institution sondern vielmehr der verlängerte Arm der männerdominierten Deutschen Kolonialgesellschaft mit der Absicht, die kolonialen Ziele unter deutschen Frauen zu verbreiten (vgl. Mamozai 2009: 14). Wenngleich *weiße* Frauen in Deutschland bis 1920 von jeglicher politischer Teilhabe ausgeschlossen waren, betrieben sie doch auf zwei zentralen Wegen indirekte Kolonialpolitik. In der Heimat trieben sie maßgeblich die Verbreitung des kolonial-ideologischen Gedankens voran. Sie gründeten Kolonialvereine und Hilfskomitees, sammelten Spenden für deren Finanzierung, organisierten Kolonialfeste und Ausstellungen, publizierten Texte in der vereinseigenen Kolonial-Zeitschrift *Kolonie und Heimat*, fertigten öffentlichkeitswirksame Informationsmaterialien und Broschüren an und hielten Propagandareden (vgl. Mamozai 2009: 14). Dort wo es *weißen* Frauen erlaubt war, sich einzubringen, taten sie es auch. Und das mit größter Überzeugung und Hingabe.

In Hinblick auf die Kolonien, spezifisch die Siedlungskolonie Südwestafrika spezialisierten sich deutsche Frauen zunächst auf das Anwerben und Vermitteln von „gebildeten“ also adligen oder bürgerlichen Frauen für die in den Kolonien lebenden Soldaten.⁸ Die Tätigkeit gewann aus Sicht der deutschen Reichsregierung zunehmend an Bedeutung, sah doch das Deutsche Reich Anfang des 20. Jahrhunderts besonders in den südwestlich annektierten Gebieten seine Herrschaftsansprüche gefährdet. Einerseits war die kolonisierte Bevölkerung den Kolonialist*innen zahlenmäßig weit überlegen und durch die Volksgruppen der Nama und Herero kam es immer wieder zu Widerstandskämpfen und Protesten. Andererseits kam in der Siedlungskolonie auf sechs bis neun *weiße* deutsche Männer lediglich eine *weiße* deutsche Frau (vgl. Lerp 2009: 32).

⁷ Der Begriff M* wird hier als Abkürzung für die rassistische Fremdbezeichnung „Mohr“ benutzt, mit der im 18. und 19. Jahrhundert Schwarze Menschen bzw. Menschen afrikanischer Herkunft bezeichnet wurden. Der Begriff geht auf das griechische Wort „*moros*“ zurück, was soviel heißt wie „töricht, dumm, gottlos oder kindlich“. Der Begriff M* ist die erste rassistische Fremdbezeichnung mit der *weiße* Menschen in Deutschland Schwarze Menschen kollektiv bezeichneten (Hamann 2010: 146-157).

⁸ Erst zu einem späteren Zeitpunkt wurden auch Frauen aus Arbeiter*innenklasse für die Übersiedlung angeworben. Insgesamt machten Frauen aus Arbeiter*innenschichten den größeren Anteil an Frauen in den Siedlungskolonien aus (Mamozai 1989)

Aufgrund dieses „Frauenmangels“ kam es in den Kolonien verstärkt zu sexualisierter Gewalt gegenüber den lokalen Frauen, in wenigen Fällen auch zu einvernehmlichen Beziehungen oder gar Eheschließungen. Aus diesen meist gewaltvollen Begegnungen entstanden nicht selten Kinder. Eheliche Kinder erhielten entsprechend der patriarchalen Gesellschaftsordnung die Staatsangehörigkeit des Vaters, sie waren somit automatisch deutsche Staatsbürger*innen mit sämtlichen Rechten und Erbschaftsansprüchen (vgl. Mamozai 1989: 136). Mit der Einführung des sogenannten Mischeheverbots 1905 und der Annullierung zuvor geschlossener Ehen kurze Zeit später wurde mehr die politische Entmachtung als die eigentliche Existenz jener „Mischlingskinder“ angestrebt (vgl. Mamozai 1989: 128). Dennoch galten die Kinder in der rassistischen Ideologie als „minderwertig“ und „unrein“ und wurden als Gefahr für die *weiße* „Rasse“ markiert.

Dieser Auffassung folgend, hatte die Übersiedlung von *weißen* und deutschen Frauen in die Kolonien vorrangig das Ziel, die sogenannte „Rassenhygiene“ in der Siedlungskolonie durchzusetzen und ergo zum Anstieg der *weißen* Bevölkerung beizutragen. Als Hüterinnen und Trägerinnen deutscher Kultur und Tugenden sollten sie die „Erhaltung des Deutschtums“ in den Kolonien sichern. Hedwig Heyl, langjährige Vorsitzende des FDKG, hielt dazu fest: *„Jede einzelne Hausfrau, die draußen im fremden Lande ein deutsches Heim schafft, schafft ein Deutschland im Kleinen.“* (Eickelbeck 2011). Um möglichst schnell geeignete Aspirantinnen auszuwählen, arbeitete der Frauenbund eng mit Kolonialfrauenschulen zusammen. Kandidatinnen erhielten dort Unterricht in Krankenpflege, Buchhaltung oder Landwirtschaft und wurden aber in erster Linie auf ihr Leben als Ehefrau, Farmerin und Mutter vorbereitet (Eickelbeck 2011). Ungeachtet des großen Mangels an *weißen* Frauen wurden die Bewerberinnen zuvor auf einwandfreie Sittlichkeit, wirtschaftliche Tauglichkeit und kolonialideologische Übereinstimmung geprüft (vgl. Mamozai 1989: 138).

Die erste „Generation“ von Übersiedler*innen stammte aus adligen oder gut bürgerlichen Kreisen wie Beamten-, Offiziers- oder Unternehmerfamilien, also jenen Sphären, die ein direktes Interesse am Erwerb und Erhalt der Kolonien besaß (ebd.). 1914 verzeichnete der Frauenbund der deutschen Kolonialgesellschaft 19.000 Mitfrauen und bis kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges 1913 waren rund 2.500 deutsche Frauen in die Siedlungskolonie Südwestafrika ausgewandert (vgl. Lerp 2009: 37). War die Übersiedlung zwar mit einer enormen Aufwertung des eigenen Status verbunden, erhofften sich viele unverheiratete Frauen darüber hinaus eine Chance auf neue Existenzmöglichkeiten. Denn anders als im Kaiserreich war es ihnen in den Kolonien möglich, einer bezahlten Arbeit nachzugehen und damit zumindest in Teilen patriarchal vorgeschriebene Lebensbahnen zu verlassen (vgl. Mamozai 1989: 143). Dennoch war das Klima kein emanzipatorisches.

Grundlage für die angestrebte Selbstverwirklichung waren jedoch Gewalt, Ausbeutung und Unterdrückung der kolonisierten Bevölkerung und nicht selten offenbarten *weiße* Frauen ein Maß an Brutalität und Erbarmungslosigkeit, das ihren männlichen Pendanten in nichts nachstand. Dies kristallisierte sich besonders während der Widerstandskämpfe der Nama und Herero 1904 und 1907 heraus. Ein Blick in die Schriften offenbart, dass die selbsternannten Kolonialherrinnen die Ursachen für Befreiungskämpfe oft umdeuteten und somit Vergewaltigung, Ausrottung, Landraub, Gettoisierung und Versklavung der Überlebenden legitimierten. So schrieb die Farmerin Emma Dorn: *„Unsere braven Jungen hatten keine Verluste, aber ihre Gewehre räumten unter dem Gegner tüchtig auf, wir sehen jeden Mann fallen“* (Eickelberg 2011: 7). Ada Cramer assistierte ihrem Ehemann regelmäßig, wenn dieser Zwangsarbeiterinnen misshandelte und tödlich verletzte. Rückblickend schrieb sie: *„Wäre ich ein Mann gewesen, hätte ich die ganzen Weiber über den Haufen geschossen“* (ebd.). Frauen wie Dorn oder Cramer waren alles andere als Einzelfälle. Die rassistische Gewalt richtete sich dabei in erster Linie gegen kolonisierte Frauen und nicht zuletzt speisten sich die Gewalteskapaden aus einem imaginierten Konkurrenzdenken (Eickelberg 2011: 7).

Deutsche Kolonialistinnen waren bereit, die Kolonien und die Idee ihrer Überlegenheit gegenüber der kolonisierten Bevölkerung mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln zu verteidigen. Nicht zuletzt auch deshalb, weil ihrer Funktion in den Kolonien eine künstliche Relevanz zuteil wurde. 1908 schrieb Emmy Richter in der Zeitschrift *Kolonie und Heimat*: *„Wohl nirgends sonst in der Welt wird uns deutschen Frauen von den Herren der Schöpfung soviel Verehrung entgegengebracht wie gerade in unseren Kolonien“* (Eickelberg 2011: 7). Dennoch war ihr gesellschaftlicher Status an den ihrer Ehemänner gebunden und diesen untergeordnet. Aus diesem kulturellen Hochmut erwuchs ein spezifisch „weiblicher“ Rassismus, den vor allem die lokalen Frauen zu spüren bekamen. „Afrikanische“ Frauen wurden als schlechte Hausfrauen hingestellt, als faul, primitiv, schmutzig, triebhaft und hinterhältig. Sie dienten *weißen*

Frauen als Gegenentwurf ihrer selbst (Eickelberg 2011: 9). Allgemein deuteten sie die Verhaltensweisen der Schwarzen Frauen nach deutsch-europäischen Maßstäben um. Leitbild und Ideal dieser konstruierten Gegensätzlichkeit war die deutsche christliche Hausfrau und Mutter, die zur Belohnung für ihre Unterwürfigkeit zur Hüterin deutscher Kultur stilisiert wurde (Mamozai 1989: 136).

Der deutsche Kolonialismus schuf erstmals die Voraussetzungen für die Konstituierung einer bürgerlich geprägten „rassischen Ordnung“, die wiederum eng mit den Entwürfen der Geschlechterrollen verknüpft war. Innerhalb dieser „Rassenhierarchie“ wurden Menschen afrikanischer Herkunft auf der niedrigsten Stufe verortet, wobei Schwarze Frauen den Männern noch einmal untergeordnet wurden (vgl. Dietrich 2009: 176f). Die Intersektion von Rassismus und Sexismus können im Kontext kolonialer Unterdrückung von Frauen nicht getrennt voneinander gedacht werden. Während die sexualisierte Gewalt *weißer* Männer gegenüber Schwarzen Frauen durch Kolonisatorinnen verleugnet wurde, stellte die Angst der *weißen* Frau vor der Vergewaltigung durch den „triebhaften und zügellosen“ Schwarzen Mann eine koloniale Trope dar, die noch heute wirkmächtig ist. Der Körper der *weißen* Frau symbolisierte dabei die Grenzen der deutschen Nation und *weißen* „Rasse“. (vgl. Eickelberg 2011: 8).

Schwarze Frauen, die Kolonisierung Afrikas und antikolonialer Widerstand

Der Versuch, die Geschichten Schwarzer kolonisierter Frauen Afrikas zu rekonstruieren, offenbart eine noch dünnere Quellenlage (vgl. Mamozai 1989: 170). Dies ist einerseits der Tatsache geschuldet, dass viele vorkoloniale Gesellschaften Afrikas keine Schriftkultur pflegten und Erinnerungskulturen durch mündliche Überlieferungen bzw. oral history Gesang oder Kunst tradiert wurden (vgl. Flood 2016). Andererseits lassen sich für den deutschsprachigen Raum kaum Schilderungen finden, die nicht durch rassistische und sexistische Blickwinkel verzerrt und damit für eine multiperspektivische Beleuchtung ungeeignet sind.

Frauen in vorkolonialen Gesellschaften Afrikas

Bevor die Rollen und Perspektiven Schwarzer Frauen im Kolonialismus beleuchtet werden, erscheint es von großer Bedeutung zumindest skizzenhaft auf einige ihrer vorkolonialen Situationen einzugehen, auch um die Teilhabe kolonisierter Frauen in den unterschiedlichen Widerstandsbewegungen besser nachvollziehen zu können.

Frauen südlich der Sahara leisteten - je nach Gesellschaftsstruktur, Standeszugehörigkeit und vorherrschender Geschlechter- und Arbeitsteilung - einen Großteil der nötigen, aber auch angesehenen Arbeiten. Ihre traditionellen Rollen unterschieden sich stark von denen ihrer *weißen* Widersacherinnen. Im westlichen Afrika okkupierten Frauen oft wichtige Positionen in der Landwirtschaft und im lokalen Handel. Viele von ihnen waren Farmerinnen (vgl. Flood 2016). Cassidy Flood hält fest: „*However, in Africa, women dominated the majority of the labor pool and were responsible for maintaining the family and a large part of the family's financial well-being. Their social influence was uncontested until colonization*“ (ebd.). „Afrikanische“ Frauen konstituierten einen integralen Bestandteil lokaler Wirtschaftsstrukturen, von der Erbringung der Arbeitskraft bis hin zum Verkauf der gefertigten Waren und Güter. Darüber hinaus stellten sie auch den sozialen Mittelpunkt der Familie dar, während einigen von ihnen als Hüterinnen des Wissens, Kräuterkundige und Heilerinnen, eine weitergehende Bedeutung zuteil kam (vgl. Eickelberg 2011: 10). Sie beherrschten eigens entwickelte Sprachen, waren in Handwerke wie Bierbrauerei, die Herstellung von Stoffen oder den Hausbau involviert. Bei den Bergdama in Südwestafrika war die sogenannte *Erste Frau* Hüterin des heiligen Feuers, sie übernahm die Schlichtfunktion bei internen Konflikten und leitete bei Kriegen die Friedensverhandlungen ein. „Taras“, das Nama-Wort für Frau, bedeutet auch „Herrin, Herrscherin“ (ebd.). Bei den Akan im heutigen Ghana übernahmen Frauen politische Verpflichtungen, sowohl in der Gesetzgebung als auch in der Rechtsprechung komplettierten sie die Position der Männer und waren für die Angelegenheiten und Forderung der Frauen zuständig (vgl. Bremping 2015: 8).

Frauen waren aktive Mitglieder der Gesellschaft und verfügten, wie beispielsweise die Frauen der Igbo in Nigeria oder der Kikuyu in Kenia, über Besitz- und Erbrechte (vgl. Flood 2016). Über die sogenannten Mütter von Dahomey, erfahren wir von der Existenz weiblicher militärischer Eliteeinheiten.⁹ So vielfältig die Rollen der Frauen aus vorkolonialer Zeit erscheinen, waren auch hier oft patriarchale Strukturen wirkmächtig, die Frauen von entscheidenden, einflussreichen Positionen und Räumen exkludierten. Dennoch existierten differenzierte, weniger starre Geschlechterrollen als in Europa oder um es mit Mamozais Worten zu formulieren: „[...] *die Frauen hatten ihre eigene Geschichte, viele Frauenleben lang – bevor die ersten Europäer auftauchten*“ (Mamozai 1989: 67).

Deutsche Kolonialisierung und ihre Folgen

Vor dem Einfall der deutschen Kolonisor*innen bildeten Frauen feste und angesehene Mitglieder des sozialen, wirtschaftlichen und auch politischen Lebens. In Folge der Kolonisierung und gewaltvollen Unterwerfung der lokalen Bevölkerung, sahen sie sich stets einer Doppeldiskriminierung ausgesetzt. Sie wurden aufgrund ihres „Afrikanisch-Seins“ und aufgrund ihres Geschlechts unterdrückt und ausgebeutet. Alle bis dahin existierenden Gesellschaftsstrukturen wurden zerstört und das deutsch-europäische Genderrollenbild gewaltvoll durchgesetzt. In Folge wurden Schwarze Frauen aus ihren tradierten Arbeits- und Wirkungsbereichen verdrängt und mit dem Verlust sämtlicher politischer Rechte und Pflichten konfrontiert. Die Einführung des europäischen Geldsystems, der Lohnarbeit und kapitalistischen Warenproduktion führte nicht nur zur Zerstörung tradierter Handwerke und landwirtschaftlicher Praktiken, bis dato oft Domänen der Frauen. Gleichzeitig erhielten sie, anders als kolonisierte Männer, keinen Zugang zu Lohnarbeitssektoren, Ausbildungen oder niederen Posten im Kolonialapparat (Flood 2016). Auf diesem Weg gerieten sie in wirtschaftliche Abhängigkeit zu ihren Männern und versuchten ihr Überleben als unbezahlte Farmarbeiterinnen oder Dienstmädchen zu sichern.

Die mangelnde Anerkennung der Kolonialist*innen in Bezug auf kolonisierte Frauen und ihre Rolle in der Gesellschaft war für viele der Frauen ein Anstoß für ihre die Beteiligung an antikolonialen Widerstandsbewegungen. Art und Grad der Beteiligung waren so unterschiedlich wie ihre Tätigkeiten vor Einfall der Kolonialmächte (ebd.). Die neue Wirtschaftspolitik unterdrückte die Rolle der Frauen und beutete ihre Arbeitskraft aus (vgl. Flood 2016). Aufgrund ihrer gravierenden wirtschaftlichen, sozialen, politischen wie kulturellen Verluste, aber auch entsprechend ihrer Sozialisation als mündige Mitglieder ihrer Gesellschaft, war es für Schwarze Frauen selbstverständlich sich den unterschiedlichen Widerstandskämpfen anzuschließen.

Schwarze Frauen in antikolonialen Widerstands- und Unabhängigkeitsbewegungen

Am Abend des 15. Dezembers 1893 eröffneten widerständige Kämpfer*innen das Feuer auf die Beamtenhäuser und das Regierungsgebäude in der deutschen Kolonie Duala, in Kamerun. Die an der Aktion beteiligten 46 Frauen stammten aus Dahomé und waren zuvor wegen Arbeitsverweigerung - was ebenfalls eine Form des Widerstands darstellte, von den Kolonisor*innen jedoch oft als Faulheit interpretiert wurde - ausgepeitscht worden (vgl. Mamozai 1989: 171).

Im Widerstandskampf der Nama gegen die deutschen „Schutztruppen“ übernahmen Frauen wichtige Funktionen als Unterhändlerinnen und Kurierinnen. Unter ihnen war Margarete Witbooi, Tochter des Anführers der Witbooi-Nama, Hendrik Witbooi (vgl. Mamozai 1989: 171). Beeindruckt schrieb ein Offizier rückblickend: „*Ohne eine Spur von Furcht trat sie vor uns und antwortete frei und stolz alle Fragen. Dann ließ sie durch den Dolmetscher ungefähr folgendes erklären. (...) wenn sie uns einen Rat geben dürfe, so sei es der, in unsere Heimat zurückzukehren, denn ihr Vater werde einst wie ein Löwe über uns herfallen und Vergeltung üben.*“ (Mamozai 1984: 171). Auch Herero- Frauen zogen mit ihren Männern in den Krieg, „*so wie sie dies getan hatten seit jeher, wenn es Krieg gab.*“ (ebd.).

⁹Arte Mediathek: In Benin: die stolzen Amazonen des alten Königreichs Dahomey.
<https://www.arte.tv/de/videos/095014-000-A/in-benin-die-stolzen-amazonen-des-altens-koenigreichs-dahomey/> (Zugriff: Juli 2020)

Gebärstreik war ebenfalls eine Waffe im Widerstand gegen koloniale Ausbeutung und Unterdrückung, die afrikanische Frauen gezielt einzusetzen wussten. Ist der Geburtenrückgang innerhalb der kolonisierten Bevölkerung sicher zu wesentlichen Teilen auf Unterernährung, Zwangsumsiedlung oder die Einschleppung von Krankheiten zurückzuführen, gibt es Hinweise darauf, dass bewusste Geburtenkontrolle betrieben wurde. Die kolonisierten Frauen wollten den Deutschen keine weiteren Arbeitssklav*innen gebären (Eichelbeck 2011: 10). Eine Befragung unter 700 Frauen im Rahmen einer Untersuchung ergab, dass 133 von ihnen offen gestanden, abgetrieben zu haben (Mamozai 1989: 176). Ähnliche Berichte aus Südwestafrika und Kolonien wie Samoa wurden bekannt. Weder Prämien noch Drohungen konnten die sinkende Geburtenrate umkehren. Gebärstreiks als Waffe bzw. Form des antikolonialen Widerstands oblag einzig den Schwarzen Frauen, da sie nach wie vor über das nötige Wissen über Verhütung und Abtreibung verfügten (vgl. Mamozai 1989: 176).

Heldinnen des antikolonialen Widerstands

Die Geschichte des antikolonialen Widerstands in Ghana, bis zum 20. Jahrhundert die Gold Coast, kann nicht ohne Nana Yaa Asanteewa erzählt werden. Als Wächterin des Golden Stools¹⁰ und Königinmutter von Ejisu, einem Teilgebiet des Ashanti-Königreichs, führte Asanteewa den letzten großen Widerstandskrieg gegen die britische Kolonialherrschaft an. 1896 befand sich das Ashanti-Land in einer kritischen Situation: König Prempeh I und weitere Regierungsmitglieder waren von den Briten auf die Seychellen exiliert worden und die Kolonialtruppen drängten weiter ins Land vor (Mc Gee 2015: 2). Das Reich, bereits von vorherigen kriegerischen Auseinandersetzungen geschwächt, schwebte in einem Zustand zwischen Resignation, Ohnmacht und Widerstand. In dieser fragilen und äußerst angespannten Lage forderte der Kolonial-Gouverneur Frederick Hodgson den Golden Stool der Ashanti ein (vgl. Brempong 2000: 3). Daraufhin berief Asanteewa ein geheimes Treffen unter den verbliebenen Regierungsmitgliedern ein. Empört von der Apathie ihrer männlichen Genossen, hielt sie eine glühende Rede, die den Ausschlag für den letzten großen Widerstandskampf der Ashanti gegen die britische Kolonialmacht gab:

*„How can a proud and brave people like the Asante sit back and watch,
while the white man took away their King and chiefs,
and humiliated them with a demand for the Golden Stool.
The Golden Stool only means money to the white man,
they have searched and dug everywhere for it,
I shall not pay one predwan ([pound] 8 25) to the governor.
If you, the chiefs of Asante, are going to behave like cowards and not fight,
you should exchange your loin clothes for my undergarments.
If you the men of Asante will not go forward then we will.
I shall call upon my fellow women.
We will fight the white men.
We will fight till the last of us falls on the battlefield.“* (Mc Gee 2015: 2)

Als Anführerin der Widerstandskämpfe oblagen Asantewaa Planung und Umsetzung der strategischen Kriegstaktiken, die Mobilisierung der Truppen sowie die Beschaffung von Waffen, Friedensverhandlungen und das Aushandeln über Waffenstillstand mit dem Feind (vgl. Brempong 2000: 4). Unter ihrer Führung gelang es den Ashanti-Truppen, sich dreimal gegen das zahlenmäßig weit überlegene britische Kolonialmilitär zu behaupten, bis sie dem vierten Angriff nicht mehr Stand halten konnten. Asanteewa wurde ebenfalls auf die Seychellen exiliert, wo sie 1921 starb. Sie gilt bis heute besonders unter den Ashanti als eine der zentralsten historischen Figuren und ist fester Bestandteil ghanaischer Erinnerungskultur (vgl. Mc Gee 2000: 1).

¹⁰ Der Golden Stool ist die wichtigste königliche und spirituelle Insignie der Ashanti.

Neben Asanteewa lässt sich, wenn auch nur stark fragmentiert, die Geschichte der Nyabingi-Hohepriesterin Muhumuza skizzieren. Die Nyabingi war eine spirituelle Glaubensgemeinschaft, die von 1850 bis 1950 großen Einfluss in weiten Teilen Rwandas, aber auch im Südwesten des heutigen Ugandas hatte und aktiv gegen deutsche Kolonisor*innen und gegen die erzwungene Christianisierung kämpfte (vgl. Murindwa-Rutanga 2011: 169). Muhumuza initiierte und organisierte 1911 den antikolonialen Widerstandskampf gegen die deutsche Kolonialmacht. Vor den ersten kriegerischen Auseinandersetzungen verkündete Muhumuza, sie würde die Europäer*innen vertreiben und die Kugeln der Wazungu – Kiswahili für *weiße* Menschen – in Wasser verwandeln (vgl. ebd.). Binnen weniger Monate wurde ihr organisierter bewaffneter Widerstand von deutschen und britischen Kolonialtruppen zerschlagen. Im selben Jahr wurde Muhumuza inhaftiert und verbrachte den Rest ihres Lebens in Gefangenschaft, wo sie 1945 verstarb (vgl. Sheldon 2005: 160). Muhumuzas Widerstand und ihre Rolle als einflussreiche Nyabingi-Priesterin, wurde von christlichen Missionar*innen zu gleichen Teilen stigmatisiert wie gefürchtet. Der 1912 von den Briten verabschiedete „Witch Craft Act“ kriminalisierte die Religion der Nyabingi und stellte ihre Praxis unter Strafe (vgl. Sheldon 2005: 162).

Ein weiterer zentraler, von Frauen mitgestalteter historischer Moment des antikolonialen Widerstands finden wir erneut im heutigen Namibia, dieser erzählt, wenn auch nur Bruchhaft, die Geschichte von Anna Kakurakaze Mungunda. Mungunda gehörte den Herero an und gilt als erste Widerstandskämpferin der namibischen Unabhängigkeitsbewegung im 20. Jahrhundert (vgl. Akawa 2014: 31). Am 10. Dezember 1959 beteiligte sie sich in Windhoek an Protesten gegen die Zwangsumsiedlung der Bevölkerung im Zuge kolonialer Segregation und Gettoisierung. Nachdem ihr Sohn Kaarouda Mungunda bei den Protesten erschossen wurde, zündete Mungunda das Auto eines hochrangigen Kolonial-Superintendenten samt Insassen an (ebd.). Sie wurde noch an Ort und Stelle von den „Schutztruppen“ erschossen. Mungundas Einsatz markierte den Beginn des Engagements vieler namibischer Frauen, vor allem Frauen der Herero, die sich zunehmend der antikolonialen Unabhängigkeitsbewegung anschlossen (vgl. Akawa 2014: 31). Der 10. Dezember wurde später von der SWAPO (Southwestafrican People Organization) zum Tag der namibischen Frau erklärt und im unabhängigen Namibia zum Frauentag und Tag der Menschenrechte als landesweiter Feiertag erklärt (vgl. Akawa 2014: 68). Mungunda avancierte innerhalb der SWAPO zu einer zentralen Figur und zu einem wichtigen Referenzpunkt der namibischen Geschichte. (vgl. Akawa 2014: 69). Im Bezirk Katutura ist eine Straße nach ihr benannt. Im April 2018 gab die Bezirksverordnetenversammlung Berlin-Mitte bekannt, dass ein Teil der Petersallee im Afrikanischen Viertel in Berlin Wedding in Anna-Mungunda-Allee umbenannt wird (vgl. Hoffmann 2018). Bis heute hat die tatsächliche Umbenennung allerdings nicht stattgefunden

Der Women's War zählt ebenfalls zu den bedeutendsten Protestbewegungen antikolonialer Opposition. 1929 organisierten sich Landfrauen und Bäuerinnen des östlichen Nigerias gegen die Steuerpolitik der britischen Kolonialherrschaft. Im selben Jahr plante die britische Kolonialregierung die Einführung einer neuen Steuer für Marktfrauen, die die wachsende städtische Bevölkerung mit Nahrung versorgten (vgl. Falola/ Paddock 2011: 8). Waren Frauen zuvor im britischen und auch deutschen Steuersystem ausgenommen, liefen sie nun Gefahr, ihren Lebensunterhalt unter dem neuen Steuersystem nicht mehr sicher zu können. In den folgenden Protesten in mehreren großen und kleineren Dörfern und Städten versammelten sich tausende Frauen bei Verwaltungs- und Gerichtsgebäuden, um gegen die geplanten neuen Steuern zu protestieren. Die Taktik, die sie dabei anwandten, wird mit *sitting on a man* übersetzt. Üblicherweise wurde während eines *sitting on a man* - Protests das Haus eines oder mehrerer Männer okkupiert und beleidigende Lieder wurden gesungen, um besagte Männer öffentlich zu denunzieren. Lange vor Einfall der Kolonisor*innen wurde diese Taktik als eine Form des politischen Protests von Frauen der Igbo gegen die Männer angewandt, wenn sie sich ausgegrenzt oder benachteiligt sahen (vgl. Falola/ Paddock 2011: 9). Die Frauen, die sich mittlerweile aus unterschiedlichen Distrikten zusammengetan hatten, brachen an verschiedenen Orten in Gefängnisse ein, befreiten Gefangene, attackierten europäische Geschäfte und Banken und zerstörten rund 16 Gerichtsgebäude, sogenannte *Native Courts* (vgl. Falola/ Paddock 2011: 56). Rund 25.000 Frauen waren an den zwei Monate andauernden Protesten beteiligt, ca. 55 von ihnen wurden während der Proteste getötet (Falola 2011:78). Jenseits der geplanten Besteuerung, die die Frauen durch ihre zweimonatigen Proteste abwenden konnten, markierte der Women's War einen weitreichenden Wandel in Großbritanniens Kolonialsystem (Falola 2011:12f). Die Frauen hatten traditionelle Methoden der Vernetzung und des Ausdrucks von Missbilligung in mächtige politische Mechanismen verwandelt, die die lokale Kolonialverwaltung erfolgreich herausforderten und störten.

Mögen die Art und der Grad der Beteiligung Schwarzer Frauen an den unzähligen antikolonialen Widerstandskämpfen stark variiert haben, so ist ihnen doch eine aktive und integrale Teilhabe gemein. Vom Kampf an der Waffe, über das Organisieren von Bewegungen, bis hin zur strategischen Planung und diplomatischen Verhandlungen: Frauen der kolonisierten Völker Afrikas haben die antikolonialen Widerstands- und Unabhängigkeitsbewegungen wesentlich mitgeprägt. Sie haben Gegenwart gestaltet und Geschichte begründet. Wenngleich koloniale Kontinuitäten und wirkmächtige postkoloniale Machtverhältnisse zur erfolgreichen Marginalisierung ihrer Leistungen, Rollen und Geschichten beigetragen haben, gibt der stetig wachsende Kanon kolonialkritischer, afrozentrischer Geschichtsschreibung Hoffnung, dass jene historischen Lücken mit der Zeit weiter geschlossen werden.

Literatur -und Quellenverzeichnis

- Akawa, Martha:** *The Gender Politics of the Namibian Liberation Struggle*. Basel Namibia Studies Series 13, Basel, 2014.
- Bechhaus-Gerst, Marianne/Leutner, Mechthild (Hg.):** *Deutsche Frauen in den Kolonien*. Links Verlag, Berlin, 2009.
- Brempong, Arhin:** *The role of Nana Yaa Asantewaa in the 1900 Asante War of Resistance*. In: Le Griot, Vol. VIII, 2000.
- Dietrich, Anette:** *Rassenkonstruktionen im deutschen Kolonialismus*. In: Bechhaus-Gerst/ Leutner (Hg.) *Frauen in den deutschen Kolonien*, Links Verlag, Berlin, 2009, S. 176- 188.
- Eickelberg, Gudrun:** *Die weiße deutsche Frau* im Kolonialismus*. 2011, http://www.bremerfrauengeschichte.de/6_Forschung/Frau_im_Kolonialismus.pdf, (Zugriff: Juli 2020)
- Falola, Toyin/Paddock, Adam:** *The Women's war of 1929. A history of anti- colonial resistance in eastern Nigeria*. Carolina Academic Press, North Carolina 2011.
- Flood, Cassidy:** *African Women's Role in Resistance against Colonization*. In: *The Classic Journal*, 2016
http://theclassicjournal.uga.edu/index.php/2016/03/23/african-womens-role-in-resistance-against-colonization/#_ftn4 (Zugriff: Juli 2020).
- Gründer, Horst:** *Der „Wettlauf“ um Afrika und die Berliner Westafrika-Konferenz 1884/85*. In: Ulrich van der Heyden / Joachim Zeller (Hg.): *Kolonialmetropole Berlin. Eine Spurensuche*. Berlin, 2002, S. 19-23.
- Hamann, Ulrike:** *Das M-Wort*. In: Nduka-Agwu, Adibeli/Lann Hornscheidt, Antje (Hrsg.): *Rassismus auf gut Deutsch. Ein kritisches Nachschlagewerk zu rassistischen Sprachhandlungen*. Brandes und Apsel Verlag, Frankfurt am Main, 2010.
- Kopp, Christian:** *Das Schlüsselereignis des modernen Kolonialismus - Vorgeschichte, Ziele, Verlauf und Folgen der Berliner Afrika-Konferenz*. In: INKOTA Brief 149 Zeitschrift zum Nord-Süd-Konflikt und zur Konziliären Bewegung: *Der Kolonialismus und seine Folgen*. 125 nach der Berliner Afrika- Konferenz. S. 3- 5.
- Lerp, Dörte:** *Zwischen Bevölkerungspolitik und Frauenbildung. Die kolonialen Frauenschulen in Witzenhausen und Bad Weilbach*. In: Bechhaus-Gerst, Marianne/Leutner, Mechthild (Hg.): „Deutsche Frauen in den Kolonien.“ Links Verlag, Berlin, 2009, S.32- 40.
- Mamozai, Marta:** *Schwarze Frau, weiße Herrin. Frauenleben in den Kolonien*. Rowohlt Verlag, Hamburg, 1989.
- Mamozai, Marta:** *Einheimische und „koloniale“ Frauen*. In: Bechhaus-Gerst/ Leutner (Hg.) *Frauen in den deutschen Kolonien*, Links Verlag, Berlin, 2009, S. 25-27.
- Mc Gee, Karen:** *The Impact of Matriarchal Traditions on the Advancement of Ashanti Women in Ghana*. In: The University of San Francisco USF Scholarship: a digital repository at Gleeson Library Geschke Center; 2015, URL: https://repository.usfca.edu/cgi/viewcontent.cgi?article=1001&context=listening_to_the_voices (Zugriff: August 2020).
- Murindwa- Rutanga:** *Politics, Religion and Power in the Great Lakes Region*. In: Kampala: Fountain Publisher, 2011
- Nduka-Agwu, Adibeli/Lann Hornscheidt, Antje (Hrsg.):** *Rassismus auf gut Deutsch. Ein kritisches Nachschlagewerk zu rassistischen Sprachhandlungen*. Brandes und Apsel Verlag, Frankfurt am Main, 2010.
- Sheldon, Kathleen:** *Historical Dictionary of Women in Sub-Saharan Africa*. Lanham: Scarecrow Press, 2005, S. 160.
- van der Heyden, Ulrich / Zeller, Joachim (Hg.):** *Kolonialmetropole Berlin. Eine Spurensuche*. Quintessenz Verlag, Berlin, 2002.

Weitere Quellen

- Arte Mediathek: In Benin: die stolzen Amazonen des alten Königreichs Dahomey.
<https://www.arte.tv/de/videos/095014-000-A/in-benin-die-stolzen-amazonen-des-alten-koenigreichs-dahomey/> (Zugriff: Juli 2020)
- Hoffman, Laura: Neue Straßennamen fürs Afrikanische Viertel. In: *Der Tagesspiegel*. 11. April 2018.
<https://www.tagesspiegel.de/berlin/bezirke/spandau/berlin-mitte-neue-strassennamen-fuers-afrikanische-viertel-gefunden/21163352.html>
(Zugriff: August 2020)
- Namibia rejects Germany's reparations offer for Genocide. In *Deutsche Welle*, 12.08.2020
<https://www.dw.com/en/namibia-germany-reparations/a-54535589> (Zugriff August 2020).

Materialhinweise

Online-Materialien zu kolonialen Spuren im Stadtbild

Eine Welt Stadt Berlin; "Alternativnamen – Straßen, die an den antikolonialen Widerstand erinnern": <https://eineweltstadt.berlin/publikationen/stadtneulesen/alternative-namen/>

Virtueller Stadtrundgang durch das "Afrikanische Viertel"; Lern- und Erinnerungsort "Afrikanisches Viertel": <http://www.3plusx.de/leo-site/>

Stadtrundgang "Unfreie Arbeit und Rassismus"; Verwobene Geschichte*n – geteilte Erinnerungen in Berlin (2016): <https://www.verwobenegeschichten.de/themen/stadttour-unfreie-arbeit-und-rassismus/>
<https://guidemate.com/g/Berlin-Mitte-Audioguidetour-zu-Unfreier-Arbeit-und-Rassismus-59104bfae4b016539b02e323>

"Umbenennung von Straßen und Plätzen"; Verwobene Geschichte*n – geteilte Erinnerungen in Berlin (2016): <https://www.verwobenegeschichten.de/orte/um-benennung-von-strassen-und-plaetzen/>

Materialien zur Vorbereitung des Unterrichts

Autor*innen Kollektiv Rassismuskritischer Leitfaden (2015) Rassismuskritischer Leitfaden zur Reflexion bestehender und Erstellung neuer didaktischer Lehr- und Lernmaterialien für die schulische und außerschulische Bildungsarbeit zu Schwarzsein, Afrika und afrikanischer Diaspora http://www.elina-marmer.com/wp-content/uploads/2015/03/IMAFREDU-Rassismuskritischer-Leitfaden_Web_barrierefrei-NEU.pdf

Der Leitfaden enthält umfassende Literaturempfehlungen für die Unterrichtsgestaltung zum Thema und differenzierte Anregungen für die Praxis.

Expertise „Kolonialismus und Kolonialrassismus in der Bildungsarbeit“ in der Vielfalt-Mediathek des IDA e. V. von Josephine Apraku und Jule Bönkost https://www.vielfalt-mediathek.de/data/korrigierte_expertise_kolonialismus_und_kolonialrassismus_in_der_bildungsarbeit_vielfalt_mediathek_ohne_demokratie_leben_1_1.pdf

Materialien zum Einsatz im Unterricht

AfricAvenir (2017): Wir sind hier. Was unsere Kolonialvergangenheit mit Flucht und Migration zu tun hat http://www.africavenir.org/fileadmin/downloads/Schulmodul/AfA_Schulmat_modul_RZ_final_web_GESAMT.pdf

Bildungsstätte Anne Frank (2015): Deutscher Kolonialismus – Ein vergessenes Erbe? Postkolonialitäten in der rassismuskritischen Bildungsarbeit http://www.bs-anne-frank.de/fileadmin/user_upload/Slider/Publikationen/Deutscher_Kolonialismus.pdf

Gesichter-Afrikas/ EXILE Kulturkoordination (2016): Unterrichtsmodule zum Thema Kolonialismus und Postkolonialismus: Schwerpunkt auf deutschen Kolonien in Afrika www.gesichter-afrikas.de

Welthaus Bielefeld e.V. (2014): Koloniale Kontinuitäten I. Bildungsmaterial Sek. I http://www.schulen-globales-lernen.de/fileadmin/user_upload/SGL_OWL/BM_Kolonial_I_EZ_0_.pdf

Welthaus Bielefeld e.V. (2014): Koloniale Kontinuitäten II. Bildungsmaterial Sek. II http://www.schulen-globales-lernen.de/fileadmin/user_upload/SGL_OWL/BM_Kolonial-II_EZ.pdf

Initiativen

Dekoloniale
<https://www.dekoloniale.de>